



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Luise Hensel

Binder, Franz

Freiburg, 1885

24. Köln. Das Armenkränzchen. Tod Brentano's. Jm Hause Bartmann. Die Heilthumsfahrt nach Trier. Das Jahr 1848. Elisabethenverein. (1841 - 1850.)

urn:nbn:de:hbz:466:1-27634

L. Hensel diesen letzten „Gruß“, als ihr durch die Fürsorge ihres in Dresden lebenden kurländischen Gönners George von Kleist im October das Bild der verklärten Freundin zukam, das, „wenn auch nicht in aller Vollkommenheit gelungen, doch das schöne seelenvolle Gesicht schauen läßt und der Erinnerung an das Unerseßliche einen Halt gibt“.

„Was Sie mir,“ bemerkt der genannte Gönner am 4. Mai 1842 aus Dresden, „über Ihre verklärte Freundin schreiben, ist herrlich, und enthüllt den seltenen innern Werth der Vollendeten. Sie war klug und fromm, und deßhalb ein Kind des Himmels, welches schon hienieden sich göttlich entfaltete und das Irdische veredelte, weil es sie doch ans Leben fesselte. So viel vereint war wohl selten auf Erden! Deßhalb harmonirten auch Ihre verwandten Seelen, und fanden und liebten sich!“

24. K ö l n .

(1841—1850.)

Das Armenkränzchen. Tod Brentano's. Im Hause Bartmann.
Die Heilthumsfahrt nach Trier. Das Jahr 1848.
Elisabethenverein.

„Und wieder in die Ferne
Die Seele sehnennd zieht“ . . .

Bereits im Mai 1841 finden wir Luise Hensel an den Ufern des Rheins. Sie hatte Berlin, wo sie wieder, wie vordem, „ein vielgeschäftiges und zerstreutes Leben“ zu führen genöthigt gewesen, mit Köln, der herrlichen Domstadt, der Stätte und dem Mittelpunkt warm pulsirenden kirchlichen Lebens, vertauscht. Die Sehnsucht nach nützlicher Thätigkeit und die unablässige Bitte ihrer jungen Freundin und ehemaligen Schülerin, Fräulein Sibylle Merlo, welche seit einem Jahre sie mit feurigem Drängen eingeladen, zogen sie dahin. An der Seite dieses jugendlich enthusiastischen Mädchens, das

in Folge der Heirath einer Schwester ganz allein stand und sich verwaist fühlte, wollte sie einen ihrem Herzen genügenden Wirkungskreis sich schaffen und dem opferschönen Beruf, durch Werke christlicher Liebe Andern wohlzuthun, mit vereinten Kräften obliegen — so lange wenigstens, als ihr nicht durch die Vorsehung eine bestimmtere Aufgabe zugewiesen wurde.

Luiſe wohnte mit Fräulein Merlo zuſammen in einem Hause der Brückenſtraße, in der Nähe der St.-Columba-Kirche, und befand ſich bald in einem Kreiſe, deſſen geiſtige und religiöſe Richtung ſie mit Befriedigung erfüllte. Denn ihrer Natur wohnte die Kraft inne, geſinnungsverwandte Seelen anzuziehen.

Schon nach wenig Wochen hatte ſich auf ihren Vorſchlag ein „Armenkränzchen“ gebildet, an dem mehrere Freundinnen und Verwandte von Billchen Merlo ſich betheiligten. Man kam an beſtimmten Tagen zuſammen; jede der Theilnehmenden gab ihren Beitrag zu Anſchaffungen für Arme, und dann wurde fleißig genäht von zwei bis ſieben Uhr Abends, dazwiſchen etwas Unregendes und Erbauliches geſeſen. Am liebſten war es aber Allen, wenn Luiſe Henſel, der beſeelende Mittelpunkt des Kränzchens, in ihrer anziehenden Weiſe zu erzählen begann. Das Leben und Leiden der ſanften Dulderin zu Dülmen ſcheint auch in dieſem Kreiſe ein Lieblingsſthema geweſen zu ſein; und um dieſe rührende Sehergeſtalt reihte ſich dann die Elite der edelmüthigen Beſchützer und Verehrer derſelben, die ja faſt alle eine leuchtende „Spur von ihren Erdentagen“ zurückgeſaſſen haben.

„Ich habe hier“ — ſchreibt Luiſe an Brentano, 9. Juni 1841 — „mit meiner Schülerin und einigen lieben jungen Mädchen einen kleinen Verein gegründet, wo wir für Arme nähen, etwas Gutes leſen u. ſ. w., was uns große Freude macht; ich denke, Gott wird den guten Willen der guten Kinder ſegnen; bete auch Du um Gedeihen. Wir haben heut einen ſichtlichen Segen, einige Stücke Leinen, erhalten auf ganz unerwartete Weiſe. Die Noth iſt hier ſo groß, und leider ſind vor acht Tagen zwei Menſchen

wirklich verschmachtet, die drei halbverschmachtete Kinder hinterließen, eins von drei Wochen, wofür ich nun besonders sorgen muß. — Meine Schülerinnen haben so viel Freude an Allem, was sie von der lieben seligen Emmerich hören; wirst Du nicht bald wieder mit einem Theil Deiner Papiere in Ordnung sein, und wird er uns nicht bald zugänglich? Ach, wärest Du hier und könntest uns vorlesen; es wäre eine Freude. Wir kommen alle Wochen zweimal zusammen bei einer sehr braven Frau Haan¹, eine Verwandte von der sel. Frau Hirn. Ihre beiden erwachsenen Töchter gehören uns an, recht liebe Kinder."

Was Luise Hensel hier von der Productionskraft Brentanos erwartete, blieb ein frommer Wunsch; über seinem Leben senkte sich die Dämmerung nieder.

Von verschiedenen Seiten, durch Dieß, Frau von Radowik und andere Freunde des Dichters, war Luise davon benachrichtigt, daß Brentanos Gesundheit bedenklich erschüttert sei; auch des Dichters eigene schwermüthige Briefe ließen keinen Zweifel über die fortschreitenden Wirkungen des Leidens, das so bald zu seiner Todeskrankheit sich entwickeln sollte. Je näher sie die Katastrophe herankommen sah, desto wärmer und herzlicher wurde der Ton ihrer Zuschriften an den armen Freund in München. Alles Störende, Schrofne, Quälende seines Wesens aus früherer Zeit war seitdem aus ihrem Gedächtniß hinwegwischen; sie sah vor ihren Augen nur mehr das Wohlthätige, Edle und geistig Fördernde, was sie aus dem Umgang des genialen Mannes geschöpft und durch das ganze Leben dankbar nachempfunden. Es ward ihr jetzt mehr als je zum Bedürfniß, dem Freunde immer wieder ihre treue Gesinnung zu bezeugen, dem Leidenden durch die erneuerte Auffrischung alles dessen, was

¹ Frau Christine Haan, geb. Lyversberg, Gattin des Kaufmanns Heinrich Alois Haan in Köln. Ihre Tochter Elise Haan wurde eine der intimsten Freundinnen Luisens, und ihre treue Genossin in den Werken der Charität.

sie seiner Freundschaft verdanke, in seiner Traurigkeit einen Quell des Trostes zuzuführen.

So knüpft sie an eine erfreuliche Mittheilung aus dem Leben ihres Neffen und Pflegesohns, schon im vorerwähnten Briefe, die Bemerkung:

„Ich bin nun froh, daß ich mich einst des hilflosen Kindes erbarmte und es unter großen Sorgen und manchen Opfern und Thränen erzog. Gott habe ewig Dank dafür! Auch Dir danke ich, lieber Clemens, für alles, was Du je für dieses Kind gethan und gebetet; ich danke Dir auch innigst für jede Liebe und Treue, die Du mir erwiesen, und die Gott Dir hier und dort lohnen wolle. Ich habe Dir viel, sehr viel zu danken, mehr als ein Mensch es aussprechen kann. Auch alles, was unsre liebe selige Freundin mir war und hoffentlich im Himmel noch ist, habe ich Dir ja zu danken, denn Du gewannest mir dieß heilige Herz. Auch Appels Bekanntschaft danke ich Dir, und so vieles, so vieles. — Nun lebe wohl! Ich habe Dich recht herzlich lieb. Segne Dich Gott! Bete für mich; ich thue es auch für Dich. Von Herzen Deine Freundin L.“

Ihr letzter Brief an Brentano ist vom 21. Februar 1842 datirt. Der Dichter hatte im Herbste zuvor noch einmal seine Geschwister und Freunde in Frankfurt besucht, die nicht ohne Wehmuth den Verfall seiner äußern Erscheinung wahrgenommen. „Wie ich die alte Gestalt sah,“ berichtet Frau von Radowiz an Luise, „und das ausgezeichnete Gesicht — war mir das Weinen nah!“ Bald nach seiner Rückkehr in die bayrische Hauptstadt nahm die Krankheit ernstere Form an; die unverkennbaren Symptome der Wassersucht hatten sich eingestellt, die Vorboten der beginnenden Auflösung. Durch den in München anwesenden Freund Diez drang die Kunde von der drohenden Gefahr an den Rhein und bis nach Köln. Da drängte es Luise, dem Kranken noch einmal ein herzliches Wort des Grußes und der Theilnahme zuzurufen. Es klingt wie ein letztes irdisches Lebenswohl:

Köln, 21. Febr. 1842.

Lieber guter Clemens! Durch einen Brief von Emilie an ihre Schwester hier erfuhr ich gestern Abend, daß Du wieder in München und krank bist; Herr Diez hat es Deinem Bruder Christian geschrieben. Wie tief mich diese Nachricht bewegt, weiß Gott allein, der es weiß, wie lieb und werth Du, der Freund meines Lebens, mir bist, dem ich viel zu danken habe und in dem ich viel Gutes liebe und achte. Ich kann nur für Dich beten, guter Clemens, und das thue ich seit gestern Abend fast beständig. Möge Gott Dir helfen, Deine körperlichen und geistigen Leiden stark und gern zu tragen zu Seiner Ehre und Deinem Heil! Möge Er Dich genesen lassen und Dir noch manches gute Jahr verleihen!

Wärest Du in Frankfurt erkrankt, so hätte ich es nicht über mich gebracht, wegzubleiben; ich hätte mich Dir zur Pflegerin wenigstens geboten. Ach, ich weiß wol, daß es Dir an Freunden nicht fehlt, die Dich gern pflegen und alles Schwere mit Dir tragen; das genügt mir aber nicht für mein eignes Herz, das so gerne zu Dir möchte. Ich habe den guten frommen Herrn v. d. Meulen gebeten, die heilige Messe für Dich zu lesen, was er mit inniger Theilnahme und Andacht thun wird. Seine alte Mutter und Caroline beten auch täglich für Dich und grüßen Dich herzlich. Sie haben Dich immer so lieb gehabt und wollen Dir jezt in Deiner Prüfung wenigstens beistehn so gut sie können. Es tröstet mich ungemein, daß der gute liebe Herr Diez gerade in München ist; der trägt alles treu mit Dir, das weiß ich. Gott segne ihn! ich grüße ihn in herzlichster Achtung. Wenn meine liebe Frau Phillips nicht grade selbst krank ist, wird sie Dir auch eine treue Pflegerin sein, sowie die gute Fräulein Seyfried. Möge es den guten Seelen gelingen, Deine Leiden zu lindern, lieber theurer Clemens! — Ich sage es mir zum Trost, daß Du viele Freunde um Dich hast und einen guten gewissenhaften Geistlichen, der Dir befreundet ist. Doch sind meine Gedanken beständig um

Dein Krankenbett, und ich habe keine Ruhe als im Gebet für Dich. Ich fühle jetzt erst, wie werth Du mir bist, guter Clemens! — Verzeihe mir doch, daß ich Dir das sage, da alle menschliche Liebe und Theilnahme in so ernstern Stunden sehr wenig Trost bringen kann. Ach, ich kann nicht anders, darum habe Geduld mit mir, wenn ich Dir lästig bin.

Ich bitte Dich auch von ganzem Herzen um christliche, brüderliche Verzeihung alles dessen, wodurch ich Dir je weh oder Unrecht gethan habe. Ich habe Dich doch immer im Herzen lieb und werth gehalten und Dein redliches Herz erkannt, wenn ich auch einige Mal Dir gezürnt habe. Vergib mir das, lieber Bruder, wie auch ich Dir von ganzem Herzen vergebe, längst vergeben habe, so Du je gegen mich gefehlt oder mir weh gethan. Gott segne Dich! Möchte Er mir noch den Trost bereiten, Dich hier auf Erden wiederzusehn. Gehst Du mir aber voran in jene Welt, so werde ich für Dich beten bis zu meinem letzten Athemzuge, und ich bitte Dich, daß Du meiner dort gedenken wollest, sobald Du zum seligen Anschau Gottes kommst. Dort hoffe ich nach Gottes Erbarmen Dich bald wieder zu sehn. Lebe wohl! Deine treue Schwester Luise.

Auf Erden sah Luise Hensel den Dichter, dessen merkwürdiger irdischer Pilgergang einst so wunderbar in ihr eigenes Lebensgeschick eingegriffen, nicht mehr. Am Morgen des 28. Juli 1842 ward der vielgeprüfte „Pilger“ von den Schmerzen einer qualvollen Herzkrankheit durch den Tod befreit. „Er ist wie ein Held gestorben, und sein Kampf in der letzten Nacht war ein Heldenkampf“, schrieb ihr erschüttert der treue van der Meulen, der die letzte Nacht bei dem Sterbenden gewacht.

Dieser Verlust ging ihr tief zu Herzen. Was sie dem Freunde in ihrem letzten Briefe versprochen, hat sie getreulich gehalten; sie bewahrte dem Heimgegangenen, den sie mehr als dreißig Jahre überlebte, in mündlichem und schriftlichem Eintreten für die Ehre seines Namens und das Verständniß seiner

Persönlichkeit, in liebender Fürbitte für seine Seelenruhe, bis ans Ende ein christlich frommes Gedächtniß. —

Um diese Zeit rüstete sich Köln zu einem denkwürdigen und herzerhebenden Feste. Einen erhebenden Ehrentag bezeichnet ja in der Geschichte der Stadt der 4. September 1842, der Tag der feierlichen Grundsteinlegung zum Fort- und Ausbau des herrlichen Domes, der Jahrhunderte lang in trauernder Unvollendung dagestanden. Der kunstsinige König Friedrich Wilhelm IV., der zwei Jahre zuvor den preussischen Thron bestiegen, betheiligte sich, umgeben von vielen Fürsten und Prälaten, persönlich bei der Feier. Das war so recht ein Fest nach dem Herzen Luise Hensels. Denn es war, wie der Erzbischof-Coadjutor Weiffel in seiner Ansprache bei der Einweihung es bezeichnet hat, in Wahrheit ein Fest der Religion und der Kunst und ein Fest des Vaterlandes, an dem die ganze deutsche Nation in freudiger Zustimmung theilnahm. Das Sehnen und Bestreben der edelsten Männer, die dafür geredet, geschrieben und gearbeitet, die Hoffnungen von Patrioten wie Görres, Schlegel, Boisseree, gingen an diesem Tage in Erfüllung. Luise fühlte das mit. Aus innerster Seele waren ihr die Worte des hochherzigen Königs gesprochen, als er in seiner berühmten, wahrhaft königlichen Rede zum üblichen Hammerschlag ausrief: es sei ein Werk des Brudersinns aller Deutschen, und er danke Gott, diesen Tag zu erleben. Wie hätte ihr patriotisches Herz nicht in den lauten allgemeinen Jubel mit ausbrechen sollen, als er mit den zündenden Worten schloß: „Der Dom von Köln — das bitte ich von Gott — rage über diese Stadt, rage über Deutschland, über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden, bis an das Ende der Tage!“ — — —

Maler W. Hensel wurde durch dieses Ereigniß zu einem Gedicht auf den Kölner Dom begeistert, das er der Schwester auf Weihnachten zusandte. Die Schlußstrophe ist dieser geliebten und hochgehaltenen Schwester selbst gewidmet. Sie lautet

„Seht ihr dort am Heil'genschrein
 Eine Jungfrau still allein?
 Was darinnen steht in Stein,
 Ist sie als lebendig Seyn:
 Wecke Gott wie diese Eine
 Eine heil'ge Domgemeinde!“

Als Luise Hensel im Herbst 1842 von einer kleinen Reise zurückkam, sah sie sich wieder vor einen neuen Beruf gestellt, der ihr wie eine Schickung von Oben zugewiesen erschien.

Sie sollte die Erziehung von drei verwaisten Kindern übernehmen, deren Eltern kurz nach einander, die Mutter zuerst, gestorben waren. Der Vater, Everhard Bartmann, aus einem angesehenen altkölnischen Hause, hatte vor seinem Hinscheiden den jüngern seiner beiden unverheiratheten Brüder, Wilhelm Bartmann, gebeten, die Vormundschaft über seine unmündigen Kinder zu übernehmen, zur Pflege und Erziehung derselben aber womöglich Fräulein Hensel, über die ihm durch seine Schwester, Frau Schülgen, viel Rühmlisches mitgetheilt worden, zu gewinnen. Frau Schülgen, die Tante der Verwaisten, war Mitglied des Armenkränzchens, und sie that die ersten Schritte, um die Freundin zur Uebernahme dieser Aufgabe zu bestimmen. Anfangs wollte aber Fräulein Hensel durchaus nichts davon hören, bis der Anblick der Kinder sie weich stimmte; als sie die unschuldigen Waislein einmal gesehen und diese so zutraulich ihr entgegenkamen, da war sie von Mitleid gerührt, daß sie ihre Einwilligung kaum mehr versagen konnte. Dazu kam, daß Fräulein Sibylle Merlo, Diejenige, welche sie ja nach Köln gerufen hatte, um die gleiche Zeit sich gedrängt fühlte, ins Kloster zu gehen, was dieselbe wirklich bald darnach ausführte¹. Da auch Pfarrer Schaffrath

¹ Fräulein Sibylle Merlo trat in den Orden der Redemptoristinnen und wurde zu Wien eingekleidet. Sie erhielt den Namen Maria Anna Josepha vom kostbaren Blute Jesu Christi. In einem

ein Bittwort einlegte und ihre eigenen Geschwister in Berlin der Meinung zustimmten, daß „in diesen hilflosen Waisen ein nicht zurückweisender Ruf von Gott an sie ergangen zu sein“ schein, so war sie vollends mit sich einig. „Du weißt,“ schrieb ihr aufmunternd der Bruder Wilhelm Hensel, „wie ich für die Werkthätigkeit im Glauben bin, und kannst also meiner Einwilligung immer gewiß sein, wo diese gefördert wird.“

Luiſe ſiedelte alſo in das Haus der Gebrüder Bartmann über, ein freundliches Haus am Heumarkt (Nr. 76), wo ſie nunmehr, vom 30. November 1842 an, über ſieben Jahre eine bleibende Stätte in vielfach nützlicher Thätigkeit behielt. Es waren drei kleine Kinder — wovon das älteste fünf, das jüngste wenig über zwei Jahre zählte —, ein Mädchen und zwei Knaben, die ihrer Obhut anvertraut waren. Zu den eigentlichen Pflegekindern — Lieschen, Joseph und Franz — kam dann noch Tags über eine Cousine derselben, Philomena Schülgen, im gleichen Alter mit Lieschen, um gemeinsam mit denselben zu lernen.

Nun galt es wieder, im vollen Umfang Mutterstelle zu vertreten. Erziehung und Unterricht und nebenzu die Aufsicht über den Haushalt fielen ihr zu, und so sah sich Fräulein Hensel bald von den Freuden und Nöthen einer „geräuschvollen Kinderstube“ in reichlichem Maße umgeben, und mochte wol Grund haben, den Freunden, denen sie über ihre neue Stellung

Briefe an Frau v. Radowiz schreibt Luiſe Hensel am 24. Februar 1845 aus Köln: „Die Merlo, die mich bewog, von Berlin hierher zu kommen, ist jetzt im Kloster der Redemptoristinnen und dort zufrieden, was sie in der Welt nicht war. Sie schreibt mir recht nette Briefe über ihr Glück.“ Im Jahre 1848 durch die Revolution mit ihren Ordensschwestern von Wien vertrieben, kam sie nach Wittem in holl. Limburg, zwischen Maestricht und Aachen gelegen, wo sich ebenfalls ein Kloster dieses beschaulichen Ordens befindet. Dort ist sie als Chorschwester am 3. Dec. 1878 gestorben.

Auskunft gab, zuzurufen: „Erbitten Sie mir Weisheit und wahre Liebe, Geduld und Freudigkeit zu meinem Tagewerk.“ Aber sie befand sich ja hier auf wohlversuchtem Felde; sie hatte von je eine ganz besondere Freude an den Kleinen, an diesen unschuldigen Wesen, die, um mit Dickens zu reden, „so frisch von Gott kommen“; sie liebte die ihr Anvertrauten und sah sich von ihnen wiedergeliebt.

Schon am ersten Abend fühlten sich die Kleinen zu ihr hingezogen, wozu ihre äußere Erscheinung vielleicht beitrug; der herzwinnende Eindruck ihres Wesens offenbarte sich wiederum an diesen offenen Kinderseelen, und ehe sie zur Ruhe gingen, nannten sie dieselbe schon ihre Tante, welchen Titel sie bis an ihr Ende beibehalten hat. Was Luise am Tage ihres Eintrittes im Gebete ersieht, daß Gott ihr „ein wahres Mutterherz“ für die Mutterlosen geben möge, empfand sie mit jedem Tage mehr in Erfüllung gehen. Mit der Pflichttreue, der auszeichnenden Eigenschaft ihres Charakters, verschwisterte sich mütterliche Güte und Liebe. Daß der neue Beruf ihr ohne eigenes Zuthun zugeschoben worden, gab ihr die rechte Zuversicht. Was nicht eigene Wahl ist, meinte sie, trägt man leicht. Und gewiß: der Gehorsam hat eine stärkende Kraft.

„Was Sie mir,“ antwortet sie auf eine Zuschrift des Freundes Schlüter in Münster, „über mein gegenwärtiges Tagewerk Lobendes sagen, verdiene ich nicht. Ich habe nicht aus Demuth meine Verhältnisse selbst gewählt, sondern sie sind mir sozusagen durch die Fügung Gottes aufgedrungen worden, und die armen Waislein sind mir lieb geworden und werden es immer mehr. Beten Sie für sie und für mich, daß wir auf Erden unsre Pflicht thun und einst selig werden. Alle drei haben ihre schlimmen wie ihre guten Anlagen; möge Gott mir helfen, diese zu pflegen und jene zu besiegen! Ich bedarf sehr Ihrer Fürbitte in jeder Hinsicht; mein jetziges Tagewerk ist ein sehr mühsames durch die Nebenumstände; die Erziehung

der Kinder ist freilich die wichtigste, aber nicht die mühsamste meines jetzigen Berufes." ¹

Ueber diese in äußern Umständen, wohl auch in mancher Verschiedenheit der rheinländischen und der norddeutschen Art gelegenen Schwierigkeiten enthalten Luisens Briefe da und dort leise Anklänge. Indessen dienten solche Hemmnisse nur als Sporn, der übernommenen Aufgabe gerecht zu werden, der sie nicht nur mit dem Einsatz ihres Talents, sondern mit der Kraft ihres ganzen Gemüthes sich hingab, wie das ja in ihrem Wesen lag, daß sie, wenn sie „irgend einer Sache oder Person sich gewidmet, nur diese im Auge haben, nur für sie leben konnte“. Und hier war ihr Herz theilhaftig: „sie sind ja recht besonders Gottes Kinder, es sind ja Waisen“ — pflegte sie zu sagen.

Sie wußte auch, wo für Herz und Geist die rechte verjüngende Kraft zu schöpfen in den Mühen des täglichen Berufes. Das Antlitz des göttlichen Kinderfreundes leuchtete ihr beständig vor Augen. Jeden Morgen besuchte sie die heilige Messe, und jeden Sonntag ging sie zum Tisch des Herrn. So oft es die Zeit erlaubte, nahm sie auch an Nachmittagen an einer Andacht Theil. Sie hatte so viel vom Lateinischen sich angeeignet, um den Gebeten der Kirche folgen zu können, und hielt darauf, daß auch ihre Pflegekinder mit der Zeit das Nöthige lernten. Ihr Beichtvater in Köln war der Pfarrer Schaffrath zu St. Maria in der Schnurgasse, ein von ihr und ihren Freundinnen sehr verehrter Priester, der als Ehren-Domherr in Köln 1866 gestorben ist; jeder Sonnabend sah sie mit ihren Genossinnen vom Armenkränzchen um den Beichtstuhl dieses würdigen Seelsorgers versammelt.

Das Armenkränzchen blühte fort. Die wöchentlichen Zusammenkünfte fanden nach wie vor — jetzt am Freitag — statt; abwechselnd je in einem andern Hause der Theilhabenden, und nach genauer Satzung! Wer zu spät kam, mußte Strafe zahlen,

¹ Briefe an Schlüter. S. 30.

zum Besten der Armenkasse; ebenso, wer ohne Entschuldigung ausblieb. Zu Weihnachten baute Fräulein Hensel, am alten lieben Brauche haltend, eine schöne Krippe, und was im Laufe des Jahres in dem Freitagskränzchen angefertigt worden und nicht schon für augenblickliche Noth zuvor Verwendung gefunden, wurde alsdann im Namen des neugebornen Heilandes an Arme bescheert. Ihrer Anordnung gemäß sangen die armen Kinder bei der Bescheerung einige Krippenlieder, worauf die Spenderin an die kleine beglückte Schaar wenige freundliche Worte richtete und sie zur Liebe und Dankbarkeit gegen Gott, zum Gehorsam gegen Eltern und Lehrer ermahnte.

Ein Gedenktag von hoher persönlicher Bedeutung blieb ihr stets der 8. December, der Jahrestag ihres Eintritts in die Kirche, den sie mit ganz besonderer Weihe beging. Seit diesem Marienitag, der „der Anfang ihres Heils geworden“, trug sie auch den Doppelnamen, den sie ihren Liebern beigesetzt: Luise Maria. Es bereitete ihr daher eine frohe Ueberraschung, als der 25. Jahrestag dieses für sie so wichtigen Ereignisses, am 8. December 1843, durch ein kleines Fest im Hause Bartmann gefeiert wurde, an dem der ganze Kreis der ihr befreundeten Familien in Köln sich glückwünschend betheiligte. Domcapitular Dr. Bill¹ hatte zu diesem Anlaß ein Gedichtchen verfaßt, das von einem Töchterchen der Frau Schülgen (Elise, Cousine der Bartmann-Kinder) vorgetragen wurde.

Ein- bis zweimal im Laufe des Jahres machte Fräulein Hensel einen Besuch bei dem Erzbischof v. Geißel, dem nachmaligen Cardinal, der im selben Jahre, da sie in das Bartmann'sche Haus eingetreten, als Coadjutor des Erzbischofs Clemens August und apostolischer Administrator in das erzbischöfliche Palais der alten Colonia eingezogen war. Als der greise Erzbischof Clemens August, auf seiner letzten Reise nach Rom (1844), einige Stunden in der am rechten Rheinufer,

¹ Als Dompfarrer in Köln gestorben 1863.

Köln gegenüber liegenden Stadt Deutz sich aufhielt, eilte sie alsbald dahin, um den Segen des ehrwürdigen Bekenners zu empfangen, der „groß im Wirken, in der Furcht vor Gott größer und der Größeste im Dulden“ gewesen. Auch ein „Blumengruß zum 23. November“ (Clemenstag) in den Liedern (S. 348) ist diesem guten Hirten gewidmet.

Im Uebrigen verlief ihr Leben in gleichmäßig geregelter Tagesordnung, und bietet darum wenig zu berichten. In den ersten Jahren erscheint sie von den Anforderungen des neuen Berufes völlig hingenommen, so daß, da ihr Eifer keine Schonung litt, ihre Gesundheit wieder ins Schwanken gerieth. Ihr Tagebuch, das schon in den letzten Jahren starke Lücken zeigt, bricht mit dem 13. April 1843 gänzlich ab. Auch ihre Correspondenz scheint eine geraume Zeit beinahe verstummt. Mangel an Zeit, schreibt sie im August 1845 an Gräfin Robiano (ihr „Malchen Stolberg“), habe sie „seit Jahren gezwungen, fast jeden Briefwechsel aufzugeben“. Ein am 27. November 1843 begonnener Brief, an eine ihrer intimsten Freundinnen, Frau v. Radowiz, gerichtet, blieb fünf Monate halbvollendet liegen, ward am 28. April 1844 fortgesetzt und endlich, nach einer abermaligen langen Pause, am 24. Februar 1845 zu Ende gebracht¹. Einen theilweisen Einblick in ihre damalige Stimmung und Thätigkeit mögen die nachfolgenden Stellen daraus gewähren.

Am 27. November 1843. „Meine herzgeliebte gute Marie! Du wirst es schwer glauben, welch unaussprechliche Freude mir Dein lieber Brief vom 26. Mai war und wie oft ich ihn seitdem gelesen und mein Herz daran gestärkt und erfrischt habe. Gott lohne es Dir, daß Du mich innerlich nicht aufgegeben, wie viel Ursache Du auch dazu hattest! Ich werde Euch

¹ Auch in den Briefen an Prof. Schlüter ist hier eine mehrjährige Lücke, und die Periode von 1843—1851 überhaupt nur mit zwei Briefen ausgefüllt.

immer in Liebe und Dank ergeben bleiben, wenn auch Uebermaß von Arbeit mich hindert, Dir dieß oft zu sagen; Du kannst Dich in jedem Fall auf die Treue meines Herzens verlassen, denn wenn an demselben auch sonst nichts Gutes ist, so ist ihm doch wenigstens diese Ader unverderbt geblieben. Doch ich sehe voraus, daß mir wenig Zeit bleiben wird, und ich habe Dir viel, viel zu sagen." — (Das Weitere bezieht sich auf persönliche Erlebnisse ihres Neffen Rudolf und dessen Zukunft.)

„Den 28. April 1844. Gestern und vorgestern war meine Seele mit Euch und zwar natürlich vorzüglich mit Dir beschäftigt, und es traten so viele rührende Bilder aus früherer Zeit vor meine Seele, daß ich mich innig sehnte, Dir wenigstens in einigen Zeilen zu sagen, daß ich Dein in herzlichster Liebe gedenke und daß ich nicht undankbar und untreu bin, wie sehr ich es auch leider scheinen muß. Gott segne und behüte Dich und alles Geliebte, das Er Dir gab! —

„Ich konnte Dir gestern auch diesen Gruß nicht einmal sagen; mein Tagewerk, so unbedeutend es auch ist, erdrückt mich fast, denn ich habe keinen Augenblick Ruhe und Einsamkeit, die mir leiblich und geistig so nöthig wäre; denn ich fühle, wie meine Kräfte abnehmen, und habe den ganzen Winter gekränkelt, bin auch zweimal ernstlich krank gewesen. Doch in Gottes Händen steht Alles wohl; will Er's, so werde ich wieder neue Kräfte gewinnen; in jedem Fall danke ich Ihm, und kann es nicht genug danken, daß Er mir diesen Auftrag gegeben, da ich Ihm in Seinen Lieblingen dienen kann, was Ihm ja lieb sein muß.

„Ich setze voraus, daß Du durch Beits erfahren haben wirst, daß ich nicht bei einer Geisteskranken, sondern die Erzieherin dreier Kinder bin, die vater- und mutterlos sind und bei ihrem Vormunde, der aber ein trefflicher Mann ist, leben. Die Kinder, bei denen ich nun 1½ Jahre bin, gehören einer angesehenen altfölnischen Familie an und haben einmal ein

sehr bedeutendes Vermögen zu erwarten, was ihren Lebensweg wol erschweren und gefährden kann. Das älteste ist ein Mädchen (Lieschen), sieben Jahre alt, dann ein fünfjähriger Knabe (Joseph) und ein vierjähriger (Franz). Alle drei waren durch schlechte Mägdepflege in einem sehr traurigen Zustande, und ich glaubte besonders nicht, daß ich den kleinsten am Leben erhalten würde. Doch alle drei blühen jetzt wie die Mairöschen und sind auch ganz liebe Kinder, die mir viel Freude, wenn auch freilich manche Sorge machen. Laß die lieben Dinger mit mir Deinem Gebet empfohlen sein. — Die Kinder empfangen allen Unterricht von mir allein, an welchem auch noch eine kleine Cousine derselben Theil nimmt. Ich muß aber zugleich auch den Haushalt führen, da der Ohm der Kinder und zugleich ihr Vormund mit einem alten Bruder¹ zusammenlebt und beide nicht verheirathet sind."

Wenn Luise Hensel im Vorstehenden über Abnahme ihrer Kräfte klagt, so war dieß jedenfalls nur Ausfluß vorübergehender Ermüdung. Sie erholte sich und gelangte wieder zu vollen Kräften. Als Guido Görres auf einer Rheinfahrt mit seiner jungen Frau nach Köln kam, fand er die Dichterin frisch, tüchtig, körperlich wie geistig regsam, und beide gedenken dankbar der „sehr vielen Freundlichkeit“, die sie ihnen während eines dreiwochenlangen Aufenthalts in der prächtigen Domstadt erzeigt. Guido Görres veröffentlichte um jene Zeit seine „Erinnerungen an Clemens Brentano“, und erhielt für diesen Zweck von ihr mannigfach werthvolle Aufschlüsse und Mittheilungen über den heimgegangenen Dichter.

Eine herzstärkende Unterbrechung bot ihr im Sommer 1844 die Heilthumsfahrt nach Trier, wohin sie sich im Geleit ihrer Schwester Minna begab und „unbeschreiblich viel Freude“ hatte. Es war die Ausstellung des ungenähten Rockes Christi. Die großartige Wallfahrt, die Görres ein großes, vor dem An-

¹ Christian Bartmann, Rentner in Köln, † 1872.

gesichte aller Völker von mehr als einer Million freier Menschen abgelegtes Zeugniß für ihren lebendigen Glauben an Christus, den Sohn Gottes, nannte, dauerte vom 18. August bis 6. October 1844. Luise traf dort unter Andern auch mit Gretchen Verflassen aus Koblenz zusammen, die sie seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. „Wären Sie doch auch dort gewesen!“ schreibt sie an Schlüter. „Es ist nicht auszusprechen, welche Anziehungskraft dem Gewande des Herrn innewohnt. Wären alle die Spötter und Lügner, die darüber lästern, dort gewesen, sie müßten schweigen. Auch die unbeschreibliche Ruhe und Ordnung, welche in der ungeheuer überfüllten Stadt herrschten, waren ebenso erbaulich als unbegreiflich und wunderbar.“ (Briefe S. 28.)

Ähnlich berichtet Luise an Frau von Radowitz in dem vorerwähnten, mehrfach unterbrochenen Briefe:

„Am 24. Februar 1845. Im vorigen Sommer war meine Schwester in Aachen, um die Bäder von Burtscheid zu brauchen; nachher hat sie 14 Tage hier (in Köln) zugebracht, und ich mußte auf ihren eigenen Antrieb mit ihr nach Trier zum heiligen Rock reisen. Dort waren wir fast drei volle Tage und hatten viel Freude und Trost. Wir waren in der Zeit sechsmal beim heiligen Rock, der seine unbestreitbare Anziehungskraft auch im hohen Grade an meiner Schwester bewies, die ich gar nicht fort kriegen konnte und die in Thränen aufgelöst war. Ich gestehe, daß auch auf mich noch nie eine Reliquie einen solchen Eindruck gemacht hat. Ich dachte auch an Dich, meine geliebte Marie, und wünschte, daß Dir die Freude werde, das Kleid des Herrn zu sehen. Vielleicht seid Ihr dort gewesen; das würde mich unbeschreiblich freuen, denn es thut mir Jeder leid, der nicht dort war. Alle die verleumderischen Lügen und Schmähungen, welche man jetzt über jenes Ereigniß verbreitet, ärgern nun meine Schwester, wie manche gute Seele, und sie zankt sich mit Freund und Feind in Berlin herum. — Ich denke bei dieser Sichtung der Geister: es ist wol gut, daß der

Herr seine Tenne segt, damit an den Tag komme, was Mancher heimlich im Herzen trug. Begreifen kann ich aber den Unsinn nicht, daß Leute¹ sich hinstellen und sagen: Wir wollen eine Kirche stiften und an unser eigenes Nachwerk glauben und darauf leben und sterben. Begreifen kann ich es auch nicht, wie die Berliner für den elenden Ronge schwärmen können. Ich habe es für eine Verleumdung gehalten, was man mir von dem allgemeinen Enthusiasmus für ihn erzählte und schrieb; jetzt besuchte mich aber Dr. Julius, und seine Erzählungen und meiner Schwester Briefe stimmen ganz mit jenen Nachrichten überein. Sind unsere armen Landsleute denn durchaus närrisch geworden? Gott gebe, daß kein theures Haupt unter den Bethörten ist! — Für Deine Schwester und Julie [v. Obstfelder] möcht ich stehen, wie auch für meine Geschwister, von denen übrigens nur Minna dort ist. Mein Bruder ist mit Frau und Kind wieder in Italien, wo Rebecka² seit etwa zwei Jahren ihrer Gesundheit wegen mit Mann und Kindern weilt.“

„Mein Bruder,“ fährt Luise in ihrem Chronikberichte fort, „ist am 2. Januar (1845) von Berlin aufgebrochen und glücklich in Florenz angelangt, wo meine Schwägerin mit Sebastian geblieben, während Wilhelm nach Rom gegangen, um dort den Winter über ein angefangenes Bild zu vollenden . . . Ende Juni hofft Fanny mit Schwester und allem Zubehör nach Deutschland zurückzukehren, ihren Bruder in Frankfurt, ihren Ohm in Horchheim (bei Coblenz) und mich hier in Köln zu besuchen oder mit mir ein Zusammentreffen in Coblenz zu haben. Jedenfalls würde wol der Herbst darüber herankommen; doch

¹ Ronge und sein Anhang. Durch seinen „Offenen Brief“ vom 15. Oct. 1844, an den Bischof Arnoldi gerichtet, worin er die Ausstellung der ehrwürdigen Reliquie in Trier verurtheilte und damit die sogen. deutsch-katholische Bewegung einleitete, war Ronge der Held des Tages geworden.

² Rebecka Menbelssohn, Gattin des Prof. Dirichlet, des Mathematikers.

freue ich mich sehr auf dieß Wiedersehen. Gott gebe, daß Alles glücklich von statten gehe!“ —

Der Besuch des Bruders bildete jedesmal einen Lichtpunkt in Luizens Leben; und im Verlaufe der Kölner Jahre ward ihr diese Freude zu verschiedenen Malen zu Theil. So gleich im Herbst 1843, als der Maler von einer Sommerreise nach England zurückkehrte; von den Eindrücken und Erfolgen seiner Kunstfahrt erfrischt, brachte er drei vergnügte Septembertage bei der geliebten Schwester in Köln zu, und entriß sie dann für einige weiteren Tage den Fesseln ihres Berufseifers, indem er sie „fast mit Gewalt mit nach Frankfurt schleppte“¹. Hinzuwieder machte auch sie mehr als einmal eine Reise zu den Geschwistern nach Berlin; so im Juni 1846, und später.

Als ihre Schwägerin Fanny Hensel im Frühling 1847 so plötzlich starb², war es ihr ein tröstlicher Gedanke, daß sie das Jahr zuvor noch einige glückliche Wochen zu Berlin in deren Hause zugebracht hatte. Innig bedauerte sie den Bruder, der mit der Zerstörung seines häuslichen Glückes selbst wie vernichtet schien. Gleich nachdem sie die Todesbotschaft erhalten, eilte sie, von ihren Pflegekindern begleitet, zu Kaplan van der Meulen an St. Columba, um ihn zu bitten, Messen für die Abgeschiedene zu lesen.

Der so unerwartete Tod der Schwägerin, dem schon ein halbes Jahr später der Tod von Felix Mendelssohn folgte, blieb auch für die Schwestern des Malers Hensel nicht ohne Rückwirkung, da dieser bald darauf seinen Haushalt auflöste, wodurch seine Schwester Minna genöthigt war, eine andere Stellung sich zu schaffen. Letztere wandte sich nach dem Rhein. Im Juli 1847 kam Minna, von ihrem Bruder begleitet, nach Köln, wo die drei Geschwister, dießmal freilich in trüber

¹ Brief an Fr. v. Radowiß, 27. Nov. 1843.

² Am Klaviere sitzend sank sie am 17. Mai 1847, von einem Gehirnsschlage berührt, nieder und verschied.

Stimmung, ein Wiedersehen feierten. Wilhelm Hensel hatte übrigens für die Zukunft der beiden Schwestern in edler Weise gesorgt. Nach Fanny's Testament erhielt jede der beiden eine Rente von 300 Thalern jährlich. Diese sollte ihnen zwar erst nach Wilhelms Hinscheiden zufallen, Letzterer aber wollte das Gedächtniß seiner geliebten Frau auch dadurch ehren, daß er die Auszahlung schon bei seinen Lebzeiten bewerkstelligte. Sein Wunsch war, daß die Schwestern zusammenzögen. Frä. Minna Hensel ging zunächst wieder in die Bäder von Bartscheid, und zog dann zu Luise nach Köln, wo sie in der Nähe der Bartmann'schen Wohnung sich einmietete und über ein Jahr verblieb.

Ein festlicher Anlaß führte den Maler Hensel im folgenden Sommer wiederum zum Besuche der Schwestern nach dem ehrwürdigen Köln. Es war die sechste Säcularfeier der Grundsteinlegung des Domes, die durch die Anwesenheit des Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Reichsverwesers Erzherzog Johann, sowie durch die Bethheiligung von neun Bischöfen nebst dem Vertreter des Heiligen Vaters, Nuntius Viale Prelà, verherrlicht wurde. Dem Gefolge des Königs von Preußen hatte sich auf dessen Wunsch auch Professor Hensel angeschlossen. Er wohnte als Gast im Hause der Brüder Bartmann, deren Bildnisse er in diesen Tagen zeichnete, und den Kindern war der neue freundliche „Ohm“ mit seinen guten Einfällen und allerlei nicht minder guten Süßigkeiten gar sehr willkommen. Das dreitägige Domfest (14. bis 16. August 1848), bei dem auch die von König Ludwig I. von Bayern gestifteten prachtvollen Glasgemälde an der Südseite der Kathedrale enthüllt wurden, verlief, von den „drei großen Ideen Religion, Vaterland und Kunst“ durchweht¹, in großartiger Weise und beglückte alle Herzen durch die schöne Eintracht zwischen Landesherrn und

¹ Dr. Baudri, Der Erzbischof von Köln Johannes Cardinal von Geißel und seine Zeit. Köln 1881. S. 108.

Bischof. Mit Stolz und Freude blickte Luise Hensel auf den edlen, wohlwollenden fürstlichen Schirmherrn des Dombaues und Schutzherrn des kirchlichen Friedens, der ihr König war.

Als Wilhelm Hensel seine Rückreise über Frankfurt antrat, gab ihm Luise bis Bonn das Geleite. — Noch im December desselben Jahres aber begleitete sie ihre Schwester zurück nach Berlin, um mit dem vereinsamten Bruder die Weihnachtstage zu verbringen. Mehr als je war sie ihm jetzt, was er sie oftmals genannt, sein zweites Selbst.

Die Stürme des Jahres 1848 hatten übrigens den Maler seinem dumpfen Schmerz um die verlorene Gattin entrissen und ihn seiner angeborenen Energie wiedergegeben. Das bedrängte Königthum fand an W. Hensel einen rührigen Verfechter. Er stand an der Spitze des Berliner Künstlercorps, und die nicht minder monarchisch gesinnte Schwester freute sich von Herzen, daß er als Hauptmann einer Schaar von mehr als 300 Künstlern so mannhaft und unerschrocken für die Sache der Ordnung und des Rechts eintrat. Sie selber war von gleicher Art und behielt, wie immer in Zeiten der Noth und Drangsal, unverzagt den Kopf oben. Fast zornig klingt ihr in Köln entstandenes Lied „1848“ über den frevlen Uebermuth, der sich an ihrem geliebten König, „dem Gesalbten in der Krone“, vergreift, und wenn sie auch bitter klagt, daß alle Bande gelöst und Treu und Eid ein Spott geworden, sie verliert nicht die Zuversicht, daß der Herr der Kirche zur rechten Zeit „den Greuel wenden“ werde¹. Pastor Hensing lobt sie darum. „Ihr Schreiben,“ antwortet er ihr um diese Zeit, „enthält zwar manches Ernste, aber daß Sie in den unerwarteten Zeitereignissen den Muth und das Vertrauen durch Gottes

¹ Das Gedicht, das keineswegs zu ihren besten zählt, mußte auf ihr ausdrückliches Begehren später in die von Schlüter besorgte Lieder Sammlung aufgenommen werden, weil ihr, sagt sie, daran liege, ihre Gesinnung unverhohlen auszusprechen. An Schlüter S. 191.

Gnade bewahrt haben, das thut uns so wohl. Verharren Sie dabei, und der Sie bisher so wunderbar geleitet hat, der in so vielen Gefahren Leibes und der Seele Ihr Schützer und Helfer war, Er wird auch vollenden, wozu Er Sie berufen hat." — Der Bruder, dem sie von Köln aus über die Stimmung am Rhein Bericht erstattet, schreibt am 19. October 1848: „Sehr gefreut hat mich, was Du von der schönen Stimmung unserer Soldaten bei Euch sagst; ich habe eine frühere Stelle des Lobes aus Deinem Briefe dem König mitgetheilt und werde es auch mit der auf die Geburtsfeier bezüglichen thun.“

Fräulein Hensel scheint auch die Verfasserin der „Dankadresse“ zu sein, welche „Viele Frauen Kölns“ an das dortige Militär erließen als Dank und Anerkennung für den guten Schutz, den sie in den Tagen einer aufrührerischen Bewegung genossen. Nach dem für den König so demüthigenden Aufruhr in Berlin spukte es auch in den Provinzen; die stürmischen Verhandlungen in der Berliner Nationalversammlung steigerten die allgemeine Erregung. Auch in Köln kam es zu tumultuariſchen Auftritten; aufgeregte Massen durchzogen die Straßen; in mehreren Gassen wurden Barrikaden errichtet. Man fürchtete, daß der Pöbel in die Wohnungen am Heumarkt, die in der Umgebung der Hauptwache lagen, eindringen und von dort auf das Militär schießen würde. Die kritische Nacht verlief indessen wider Erwarten ohne einen Zusammenstoß. Fräulein Hensel, die auf das Aeußerste gefaßt gewesen, wußte nicht genug das Verhalten des damaligen Stadtcommandanten Engels zu loben, dem sie es vorzugsweise zuschrieb, daß kein Blut geflossen. Dem Eindrucke dieser Vorgänge entsprang ohne Zweifel die erwähnte Dankadresse; das mehrfach corrigirte Concept derselben von Luise Hensels Hand ist noch vorhanden (leider ohne Datum). Die Adresse lautet:

„Wenn es auch die Sitte deutscher Frauen nicht ist, öffentlich aufzutreten, so fühlen wir uns doch zu lebhaft gedrungen, auch unsern Dank dem ehrenwerthen Militär auszusprechen

für den guten Schutz, dessen wir und die Unsrigen sich in den Tagen der Unruhe und des gesetzwidrigen Treibens so vieler schlecht Gesinnten erfreuten. Wir wenden uns mit Vertrauen an Ew. Hochwohlgeboren, und indem wir zuerst Ihnen selbst unsern Dank und unsere volle Anerkennung aussprechen, bitten wir, diese unsre Gesinnungen gütigst auch dem hiesigen Militär ausdrücken zu wollen, sowohl den ehrenwerthen Offizieren, wie den braven Gemeinen, indem wir es wagen, für Letztere ein Scherflein von unserm Taschengelde beizufügen.

Viele Frauen Kölns."

In dieser bewegten Zeit ward auch ihrem Drang nach charitativer Thätigkeit ein weiteres Feld eröffnet. Es gehörte zu ihren stillen Aufgaben, die Noth und die Dürftigkeit in den ärmsten Vierteln der Stadt aufzusuchen, wobei sie gewöhnlich von einer oder der andern Freundin aus dem Armenkränzchen begleitet war. Eine dieser Freundinnen sagt von Fräulein Hensel: „Sie konnte außerordentlich gut mit den armen Leuten fertig werden. Sehr oft bin ich mit ihr zu den Armen gekrochen, in Häuser, wo man wirklich auf Hand und Fuß die Treppe herauf mußte.“¹ In der Regel wurde der Samstag Nachmittag für diese mildthätigen Gänge (in die Spitz- und Löhrgasse zc.) gewählt. Als daher durch die Landesverfassung vom 5. December 1848 der christlichen Vereinsthätigkeit die Bahn frei gemacht war, da war es natürlich, daß Luise Hensel in vorderster Reihe unter denen sich befand, welche durch persönliche Mitwirkung an dem Werke des Vincentius-Vereins in Köln sich betheiligten, und schon im Frühling 1849 ist sie zur Vorsteherin des Frauen- und Jungfrauenvereins gewählt², der dann unter dem Namen des Elisabethenvereins sich so segensreich entfaltete.

¹ Mittheilung von Fräulein Glise Haan († 10. Mai 1883).

² Pastor Hensing, der sie ein halbes Jahr zuvor in Köln besucht hatte, schreibt am 16. April 1849 aus Langenberg: „Daß man

Indeß war nunmehr ihres Bleibens in Köln nicht allzu lange mehr. Als das Jahr 1849 zu Ende ging, gelangte auch die siebenjährige Frist hausmütterlicher Wirksamkeit, zu der sie sich verpflichtet hatte, zum Abschluß. Ihre Aufgabe war erfüllt. Die Kinder waren so weit herangewachsen, daß das älteste, Elise, zur weitem Ausbildung in ein auswärtiges Institut geschickt, die Knaben aber, wie es ihr Alter heischte, unter männliche Leitung gestellt werden konnten. Ihrerseits hatte auch Luise bereits ein Unternehmen eingeleitet, das sie im letzten Jahre lebhaft beschäftigte und im folgenden nach Nonnenwerth, der schönen sagenberühmten Rheininsel, führen sollte.

Aber als es nun zum Scheiden kam, da erfuhr sie so recht, wie sehr ihr in dem siebenjährigen Zusammenleben die lieben Pflegekinder ans Herz gewachsen waren. Mit der angeborenen Lebhaftigkeit des Naturells empfand ihr mütterlich fühlendes Herz jetzt doppelt schwer das Ergreifende solchen Abschiedes, „wo gleichsam die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in ein Bild zusammengedrängt vor das innere Auge tritt und alle Liebe, alle Sorge und Hingebung gewaltsam aus den Tiefen der Seele hervorrust“. — Aber sie hatte das Bewußtsein, eine gute Saat gesäet zu haben; und die Herzen der Kinder verblieben ihr unverbrüchlich zugethan. Lange noch in spätern Jahren war sie ihnen bei allen Vorkommnissen die gern angerufene Vertraute und mütterliche Beratherin, gleichwie Luise selbst in ihren Briefen an dieselben noch in alten Tagen sich stets nennt und unterzeichnet als ihre treue „Tante“, ihre „mütterliche Freundin“, ihre „alte Pflegemutter“.

Ihnen durch die Wahl zur Vorsteherin des Vincentius-Vereins Liebe und Achtung erwiesen hat, das war, wie Sie leicht denken können, wieder Wasser auf unsere Mühle. Der liebe Gott wolle auch bei dieser Gelegenheit wieder viel Gutes durch Sie wirken.“